



1921-10-06

Auf der Heimreise in Salzburg

Alice Schmutzer

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19211006&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schmutzer, Alice, "Auf der Heimreise in Salzburg" (1921). *Essays*. 856.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/856

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Auf der Heimreise in Salzburg.

Von **Alice Schmutzer.**

Der [Übergang] von sonnigen Bergwanderungen zum Alltag der Großstadt hat hier in Salzburg besonderen Reiz. Ich kam noch vor dem Festspielrummel, aber diese Stadt hat immer etwas Festlich-Feiertägliches, und ich freute mich, auf Stadtpflaster zu bummeln. Die Erinnerung an viele in glücklichem Schauen verbrachte Tage hat das Bild dieser Stadt in mir gemalt und jeder Gang durch die Straßen ist ein Wiederfinden und Begrüßen von Vertrautem. Die Silhouette der Hohensalzburg und der übrigen grünen Bergrücken haben ihre lieben Linien, und mein Zimmer im [Österreichischen] Hof mit dem Blick auf die Salzach empfängt mich freundlich. Doch gegen alle Traditionen ist es diesmal unbeschreiblich heiß hier. Auf dem Domplatz prallt glühend die Sonne, das Gemäuer ist weiß, die Steine auf dem Platze weißglühend, nur von dem Wasserstrahl des Brunnens spritzt es erfrischend. Es gehört meine ganze willig-freudige Anhänglichkeit dazu, hier stillzustehen und das Glockenspiel des Neugebäudes anzuhören, aber das darf keinesfalls verabsäumt werden. Nur in den Kirchen ist es kühl und wohltuend-dunkel. Diese Stadt mit den schönen Türmen hat noch viel von ihrem alten Glanz behalten. Von der Zeit ihrer größten Machtentfaltung, von ihrer Pracht und Größe können wir uns kaum mehr eine Vorstellung machen. Wie vieler Kronjuwelen aus ihrem Schatze sie wohl im Laufe der wechselnden Schicksale verlustig geworden, ahnen wir Nachgeborenen kaum, waren doch ihre Beherrscher hohe, mächtige Herren, Mächtige im großen römischen Reich deutscher Nation, Freunde des Kaisers, und es gibt gewiß zu denken, wie neulich ein genauer Kenner Salzburgs gesprächsweise erwähnte, daß hier auch nicht ein Bild von überragendem Kunstwert mehr anzutreffen ist. Was von beweglichen Schätzen von jeweiligen Eroberern fortgebracht wurde, was vor allem auch noch in verhältnismäßig später Zeit von den unter Bischof Firmian (erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts) vertriebenen Protestanten mitgenommen wurde an Kostbarkeiten und Werten ist gewiß mehr und bedeutender, als wir uns eingestehen möchten. Der weitblickende Friedrich der Große nahm sie freundlich auf und gewann nicht nur die Reichtümer, sondern unersetzliche Menschenwerte. Was aber übrig blieb, ist Wunderbares die Fülle. Fast scheint es vermessen, von Salzburg erzählen zu wollen, einerseits, weil so viele genaue Kenntnis all dieser Dinge haben, andererseits aber durch die leichte Erreichbarkeit man sorglos immer wieder seine alten Freunde aus Stein, Eisen und Holz aufsucht, viel Wissens- und Sehenswertes auf ein nächstes Mal läßt und erst bei genauerem Nachdenken sich seiner Lücken schmerzlich bewußt wird.

Diesmal hatte ich es mir in den Kopf gesetzt, die Sammlungen des Nonnbergklosters zu sehen, deren Reichtum an ganz seltenem Kunstbesitz ich aus verschiedenen Werken kannte; ich antichambrierte stundenlang, aber es half nichts. Außer dem immer schönen Weg an der Stadtmauer empor und der genauen Kenntnis der an der Kirchen- und Klostermauer befindlichen Epitaphien und Steinreliefs habe ich nichts erreichen können. [Überhaupt] ist es derzeit schwer, bei kurzem Aufenthalt ohne Einführungen als Fremder in Salzburg etwas zu sehen bekommen. Viele Einbrüche wurden verübt und auch sonst Unannehmlichkeiten aller Art haben Mißtrauen gesät, überall steht man bettelnd vor fest verschlossenen Türen. Es hat gewiß viel Berechtigung, die Herrlichkeiten eifersüchtig zu bewachen. Für mich war es traurig genug, um so mehr, als ich nur einen Tag mehr übrig hatte. Wenigstens den Domschatz wollte ich sehen, der früher leicht zugänglich war, aber auch da mußte ich meine ganze [Überredungsgabe] anwenden und mich aufs Bitten verlegen, Künste, für die ich nicht sonderlich begabt bin. Ich wurde an den Obermeßner des Domes gewiesen, aber er hatte keine Zeit und machte allerhand Ausflüchte. Das Innere des Domes (seine Geschichte wäre ein eigenes interessantes Kapitel, da seine Gründung durch den heiligen Virgil in das Jahr 773 fällt) hat durch Restaurierung irgendwie etwas Kühles, Nüchternes, während die Außenfassade in ihrem Reichtum allen Sinnen wohl tut. Besonders die zu den Anbauten führenden Torbogen, Durchblicke und [Überschneidungen] bringen einem die prunkfrohen, immer neuen Einfälle wie in lächelndem Spiel nachgebende Schöpferfreude barocker Baukunst innig nah. Ich redete und redete also mit dem Herrn Obermeßner, einem netten, alten Menschen, und da nichts helfen wollte, verfiel ich in meiner Verzweiflung auf eine Geschichte, die mich schon einmal in einer ähnlichen Lage mein Ziel erreichen ließ. Es war bei einem längeren Aufenthalt in dem umbrischen Städtchen Assisi, jenem Ort, wo noch bis in unsere Tage die Süße der Franziskuslegenden lebendig ist, wo man, ohne es zu wissen, eingesponnen wird in gottnahen Wunderglauben; wo der in die Luft geworfene Schleier der heiligen Klara Regen vom Himmel fallen läßt und die jungen Klostersnovizen bleich bis in die Lippen werden, wenn ein weibliches Wesen eine harmlose Frage an sie stellt. Mein Mann, auch von dem Zauber im Innersten ergriffen, wollte einen Heiligen malen oder modellieren, er wußte selbst noch nicht was, aber er *mußte* eine Franziskanerkutte besitzen. Verlorene Mühe, es schien unmöglich, eine Kutte zu bekommen, da kein geistliches Gewand aus den Klostermauern hinausgebracht werden darf. Da kam uns ein Einfall, ich erklärte dem Pater Guardian des Urklosters des heiligen Franz, wo wir malten, in meinem sehr mäßigen Italienisch: „Hätte ich dem heiligen Franz gesagt, ich brauche, um ein Werk zur Gottes Ehre zu schaffen, eine Kutte, er hätte seine eigene ausgezogen und mir gegeben.“ Diese Worte hatten eine ungeahnte Wirkung, wenige Tage später überbrachte der Priester meinem Mann seine eigene Kutte. Unsere Freude war natürlich

unbeschreiblich groß. Dieses Geschichtchen erzählte ich nun meinem Führer im Dom und auch auf ihn machte es Eindruck, er entschloß sich, den großen Schlüsselbund hervorzuholen und als er meine herzliche Freude an den Dingen, die er hütete, bemerkte, vor allem mein Entzücken über ein herrliches barockes, schmiedeeisernes Stiegeneländer, das nicht zu den sogenannten Domherrensakristei, einen entzückenden Raum. Hohe, wundervoll gearbeitete Schränke von schönstem, bronzegoldenem Holz und Intarsia an einer Wand, ein prächtiges zinnernes Lavabo, in der anderen Ecke aber ein zweitüriger Kasten, der mir geöffnet wurde. Irgendwo wird das elektrische Licht entzündet und nun kommt ein Glänzen, Strahlen und Funkeln mir entgegen, das mich fast verwirrt. Leider ist mir nicht viel Zeit gelassen, die einzelnen Dinge genau zu betrachten. Ich weiß kaum, welche der Herrlichkeiten, die ich dann in Reproduktionen mir ins Gedächtnis zurückzurufen bemüht war, ich wirklich oder nur in der Einbildung gesehen habe. Wundervolle Vortragekreuze, Bischofstäbe in Gold, Silber und Edelsteinen, Monstranzen und Weihgefäße aller Art, wie mir schien, aus allen Zeiten in allen Stilarten. Vorbei. Wenige Minuten, dann wurde das Licht gelöscht, die Türen wieder geschlossen und wir stiegen über eine Treppe hinauf in einen ganz schlichten Raum, wo die großen Truhen für unzählige Meßgewänder aufgestellt sind. Auch hier ein rasches [Öffnen] und Schließen von Laden. Goldbrokat flimmert, Farben leuchten auf vorüber, an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand, aber hinter einer Leinenhülle verbirgt sich ein Wunder von seltenster Schönheit. Ein Antependium (eine Tapiserie), die fast vier Meter lang und einen Meter breit ist. Es ist eine österreichische Arbeit aus der Zeit um 1320 und stellt eine ganze Evangeliumgeschichte in 20 Bildern dar, 14 Medaillons und 6 Füllfelder. Auf Distanz ist die Wirkung verblüffend; sowohl Zeichnung wie Ton und Komposition sind erlesen, manche wie Darstellungen der Flucht nach [Ägypten], von süßer Anmut, andere wie die Anbetung der Heiligen drei Könige mit den Rossen von wahrer Größe. In der Nähe gesehen, bemerkt man erst, daß nur mehr die Ahnung von Fäden, kaum mehr als ein Hauch des Gewebes erhalten ist. Merkwürdig sind die Heiligenscheine und Weihgefäße, die aus Metall plastisch angefügt sind, und Inschriften enthalten den Namen des Bischofs Friedrich von Leibnitz und jenen des Goldschmieds, wohl auch Schöpfers des Ganzen, Seidlit de Petovia. Zu beiden Seiten wird der Streifen von einem Gewebe aus dem sechzehnten Jahrhundert abgeschlossen. Ein anderer Schatz ist ein Pluviale, ein halbkreisförmiges Stück Stoff, die Ränder schadhafte und beschnitten, aber Ornamentik und Farbenschönheit von jener ernsten Würde, die nur die ganz frühe Kunst des Mittelalters zeitigte. Die Arbeit stammt aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; ein Akkord von mattem Gelb und Grün, Zweige mit Fabelblüten ranken sich um die stillen Gestalten der Propheten und Heiligen in langen, faltigen Gewändern, eine Hand haben sie betuernd erhoben, die andere hält ein Spruchband. Noch einige prächtige Kaseln darf ich bestaunen, dann

durchwandern wir nochmals den Dom und ich komme in die hohen Gemächer, in denen die belgischen Wandteppiche aufgehängt sind. Hier weht schon kühlere Luft, und es fehlt dieses tiefe Ergriffensein wie in den ganz frühen Tapisserien. Eine Folge von sechs großen Gobelins, Brüsseler Arbeiten von Jean Aerts 1629, erzählen die Geschichte Adams und Evas, Kains und Abels, und haben besonders in den Tierdarstellungen viel Reizvolles; freilich vermißt unser durch die tadellose Erhaltung der Wiener kaiserlichen Gobelins verwöhntes Auge die Leuchtkraft der Farbe.

Nun aber ist es wirklich spät geworden, ich verabschiede mich mit herzlichem Dank und eile davon; denn auf meinem Programm steht noch ein Bummel durch Gassen und Gäßchen mit Stillestehen vor den meisterhaften Oberlichten der Haustore und ein längerer Besuch meiner besonderen Liebe, der Franziskanerkirche. Etwas habe ich vor wahren Fachleuten voraus, wenn mir anderseits ihr Besitz an Kenntnissen oft schmerzlich fehlt; ich bin unbeschwerter, gehe an ein Kunstwerk unvoreingenommen heran; ich sehe einfach, ob sie mein Herz gewinnen können, sie seien nun große Allerweltsberühmtheiten oder kleine ureigenste Funde; erst nachträglich suche ich mir die Berechtigung und Begründung meiner Liebe, die, oftmals nur in mir selbst gelegen, sich gar nicht finden läßt. So liebte ich die Franziskanerkirche nur um ihrer stillen Schönheit willen, liebte ihre wunderbaren zum Himmel emporgereckten Pfeiler, ihre schlanken Wölbungen. Diese lichten Säulen inmitten von Dunkelheit, Wegweiser zur Höhe, zu Gottes Herrlichkeit. Liebte ihr dichtendes Licht, den Sonnenstrahl, der, wenn man Glück hatte, die Mutter Maria auf dem Hochaltar traf und ihre zarte Lieblichkeit verklärte. Auch jetzt, als ich eintrat, umging mich sofort ihr Zauber. Wo hatte ich diese überschlanken Schäfte, diese sich kreuzenden Bögen, hoch, hoch oben rätselhaft und doch sinngemäß gekreuzt sich schneidend erst vor kurzem gesehen, die komplizierten Schöpfungen gotischen Raumgefühls. Da wußte ich es plötzlich. Ich lag auf dem Rücken im Hochwald unter Tannen, da war es mir klar geworden, wie nur im Lande der Wälder diese Kunst erstehen konnte. Später erst, viel später suchte ich die Geschichte meiner Kirche kennen zu lernen, sie greift weit zurück, da sie zu den ältesten des alten Salzburgs zählt. Sie selbst, wie das angrenzende Gebäude, damals ein Nonnenkloster, gehörten zum Stift St. Peter, und schon 1139 wurde sie zur Pfarrkirche erhoben. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurde sie, wie man glaubt, nach einem verheerenden Brand gänzlich umgebaut, und aus dieser Zeit stammt das niedrige romanische Langhaus mit den ersten wuchtigen Portalen. 1221 fand die Einweihung durch den Bischof von Chiemsee Rudiger von Radik statt und schien der Bau bis zu einem gewissen Punkte als vollendet betrachtet worden zu sein. Im fünfzehnten Jahrhundert widmete der Pfarrer Dietmund Pelldorfer die Hälfte seiner Einkünfte und die Bürgersfrau Kunigunde, Witwe des Haus v. Schonn, ein halbes Pfund jährlich „zum paw des chors“, bei der Pfarrkirche zu unserer Lieben Frau, und Hans v. Burghausen, mit

seinem Familiennamen Stetthaimer genannt, wurde mit dem Bau des Chors betraut. Dieser Chor, der so merkwürdig mit dem dunklen, gedrunghenen Langhaus kontrastiert und dadurch seine einzig malerische Wirkung erhält, wurde sein Meisterwerk und steht als besondere Ruhmestat auf dem Grabstein des Künstlers in Landshut vermerkt. Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dürfte auch der Turm schon vollendet gewesen sein, da sich in den Pfarrkirchenrechnungen vom Jahre 1498 die Eintragung findet: Der Hofschmied hat zum Vertrinken eine Halbe Wein erhalten, weil er zu den Glocken von unserer Lieben Frau Thurm geschaut hat. Dieser Turm ist 1866 sehr glücklich und geschickt rekonstruiert worden.

Ein großer und wichtiger Tag für die Kirche war der 26. August 1484. Die Bürgerschaft faßte da, nachdem andere vorhergegangene Verhandlungen sich zerschlagen hatten, den Entschluß, den Tiroler Meister Michel Pacher der vom Stadtrat Virgili Hover in Vorschlag gebracht wurde, mit der Ausführung des Hochaltars für die Kirche zu betrauen. Er wurde des großen Meisters, dessen Hauptwerk der Wolfgang Altar eine so gewaltige und dabei so rührend schöne Schöpfung, letzte Arbeit. Die Schlußzahlung von dreihundert Gulden nahm nach des Künstlers Tod im Jahre 1498 bereits sein Schwiegersohn Kaspar Neuhauser in Empfang. Von diesem Altar, der ungemein reich und prächtig vergoldet gewesen sein muß, ist nur die Himmelsmutter erhalten geblieben, sogar ihr Kindlein hat ihr die Zeit genommen, und der moderne Ersatz ist eben kein Ersatz. Die Jungfrau selbst aber thront in lichter Lieblichkeit, in faltenreichem Gewande entrückt im goldigen Helldunkel.

1635 übergab der Bischof Paris Lodron die Kirche dem Franziskanerorden und im Jahre 1709 fand man es „ohnungenglich Nothwendig“, einen neuen Hochaltar an Stelle des unmodern gewordenen zu errichten. Erst damals wurde das Pachersche Meisterwerk vernichtet. Nur die als wundertätig verehrte Madonna entrann der Zerstörung. Das Gold des alten Altars wurde mit viel Sorgfalt und Mühe abgelöst und brachte, geläutert und geschmolzen, 512 fl. ein. Einem glücklichen Geldmangel ist es zu danken, daß die Kirche der damaligen radikalen Umbauwut entronnen ist. Besonders der gotische Teil der Kirche war Bischof Hieronymus Colloredo verhaßt und er wollte eine gründliche Umgestaltung vornehmen lassen. Er gab dem Hofmaurermeister Georg Laschenzky den streng vertraulichen und ganz verschwiegen zu behandelnden Auftrag, ihm diesbezügliche Pläne zu liefern und bekam den tröstlichen Bescheid, „daß sich die gothische Rotunda sehr leicht nach römischer Art maskieren lasse“. Zur Ausführung dieses mörderischen Planes kam es aber nicht, nur an der Außenfassade der der Residenz zugekehrten Seite wurde eine barockisierende Verkleidung nach Plänen von Zach ausgeführt.

Nachdem ich noch dem herrlichen Speisgitter gebührend meine Ehrfurcht bezeigt hatte, schlenderte ich meinem Hotel zu. Ich konnte es mir nicht versagen, bei einigen Antiquaren ein wenig zu kramen, und es wäre nicht Salzburg gewesen, wenn sich der Himmel nicht inzwischen mit dicken Wolken bedeckt hätte. Am Nachmittag regnete es dann auch wirklich in Strömen, und ich legte mich nach Tisch recht ermüdet in meinem Zimmer auf den Divan, um ein wenig zu schlafen. Wie lange ich schlief, weiß ich nicht, es war im Zimmer dämmerig als ich erwachte, und ich hörte mich ganz laut die Worte sagen: Nein, war das schön, war das schön. Langsam nur kam ich ganz zur Besinnung wieder, wurde mir meine Umgebung deutlich; ich sah den Regen vor dem Fenster und die Möbel des Hotelzimmers um mich, ganz allmählich aber wurde mir auch mein Traumerleben klar. Ich war in einem weiten, gotischen Dom gewesen, der Raum ist grenzenlos kühl und halb dunkel, irgendwie wußte ich von hohen farbigen Glasfenstern. Im Mittelschiff aber saßen Kopf an Kopf in langen Reihen Frauen, sind es Nonnen? Ihre weißen Schleier sind straff über die tiefgeneigten Scheitel gespannt, nur zu beiden Seiten fallen sie in ernsten, eckig spitzen Falten herab; ich sah nur die feinen Nackenlinien, alle in gleicher Neigung. Das Merkwürdigste aber war, daß das Licht von diesen weißen Häuptionen aus zu strahlen schien, sein Glanz den Raum erfüllte. Die dichtgedrängten Reihen hinderten mich am Weitergehen, ich wendete mich also in das rechte Seitenschiff, um zum Altar zu gelangen. Und nun begegnete mir das Wunderbare: In langem, nicht endendem Zug kamen mir Heilige entgegen. Alle hatten sie jene überzierliche Art des Gewandraffens, das Spitze, Eckige in der Geste, schritten in großen fallenden, Mänteln oder knappen Rüstungen und feinen Gewändern, Männer und Frauen. Mit überzarten, gespitzten Fingern halten sie ihre Schleier, Schwerter, ein Buch oder wohl auch eine Blume, schritten an mir vorüber, Ritter und Fräuleins. Voll Verachtung wendeten sich St. Georg und die Heilige Elisabeth ab von allem Unreinen, unnahbar blickten sie herab auf irdisches Gemeines, ihre Gesichter waren mir nicht deutlich, doch ihre Gesten waren so voll Ausdruck, ihre Gebärden so beredt, daß ich es nicht vermißte, und weiter gingen sie, immer mehr, viele, viele. – Da erwachte ich – leider. – Lächelnd sagte ich mir später, daß ich eigentlich in Salzburg einen üppig-sinnenfrohen, barocken Traum hätte haben müssen, und ich wünsche mir sehr, einmal noch einen solchen vom Traumgott beschert zu bekommen, denn ich bilde mir fest ein, nun genau zu wissen, genauer als sich aus allen Sittengeschichten lernen ließe, wie die Menschen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert aussahen und sich bewegten. Ich fühlte mich reich beschenkt und kehrte den nächsten Tag mit einem schönen Wintervorrat an Genossenem und Geschautem von meiner Sommerfahrt nach Hause zurück.

